Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge**

Band (Jahr): **183 (2015)**

Heft 14-15

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

14–15/2015 • 2. APRIL • 183. JAHRGANG ISSN 1420-5041 • FACHZEITSCHRIFT UND AMTLICHES ORGAN

Schweizerische Kirchen-Zeitung

AUFERSTEHUNG UND MARTYRIUM – UNAUFLÖSLICHER ZUSAMMENHANG

189 OSTERN
191 GOTTESBILD
195 KATH.CH 7 TAGE
199 AMTLICHER TEIL
200 HEILIGES JAHR
201 BEGEGNUNG

Martyrium rückt in den Mittelpunkt

Ganz unerwartet sieht sich die säkularisiert aufgeklärte Welt mit der Realität des Martyriums konfrontiert. Christen werden getötet, nur weil sie Christen sind. Das passt nicht gut in das heutige Weltbild. Man wurde ja nicht müde, die Intoleranz des Christentums in seiner langen nachkonstantinischen Geschichte anzuprangern, und dieses mentale Bild trug dazu bei, dass die Medien die Unterdrückung von Christen im 20. und im gegenwärtigen 21. Jahrhundert bis heute kaum erwähnen. Doch jetzt ist das nicht mehr länger möglich, sind es doch die Christen, die unter unseren Augen mit unmenschlicher Grausamkeit getötet werden. Nicht nur die Leute von «Charlie Hebdo», sondern in unvergleichlich grösserer Zahl als sie werden christliche Gläubige umgebracht, und ihre christliche Kultur wird vernichtet, weil das Christliche ausgerottet werden soll. Neben den Christen sind es die Jezidis, die ebenfalls um ihrer Religion willen auf das Grausamste verfolgt und getötet werden.

So kann das öffentliche Bewusstsein auch unmöglich weiterhin den Unterschied zwischen der Tötung von Christen und den Selbsttötungen islamischer Fanatiker übersehen, obgleich es bisher für beide denselben Namen des Martyriums zu verwenden pflegte. Die ersten erleiden den Tod, weil sie an Jesus, den Sohn Gottes, glauben, während die andern sich selbst zusammen mit möglichst viel anderen Menschen töten. Die einen geben ihr eigenes Leben hin, die anderen zerstören es zusammen mit den Leben anderer! Auch wer meint, gegen Kirche und Christentum sein zu müssen, kann nicht mehr ignorieren, dass heute, wenige Flugstunden von uns entfernt, Menschen hingerichtet werden zur Strafe dafür, dass sie an Christus glauben oder weil sie Jeziden sind.

Der Auferstehungsglaube entstand mit dem Martyrium der Juden im 2. Jahrhundert v. Chr.

Es ist bekannt, dass das alte Israel ein Leben nach dem Tode in der Dunkelheit des Grabes bei den verstorbenen Familienangehörigen annahm, ausser wenn ein Unglück das Begräbnis verunmöglicht und den Leichnam zur Beute wilder Tiere gemacht hatte. Aber was geschah, wenn sich Menschen um der Treue zur Tora willen lieber töten liessen, als Gottes Willen zu übertreten? Diese Frage musste sich in der Verfolgung von Antiochus IV. Epiphanes stellen, der die Beobachtung der Tora unter Todesstrafe verbot. Die Makkabäerbücher zeigen es. Konnte Gott die Lebenshingabe der Märtyrer um seinetwillen entgegennehmen und diese ohne Wimperzucken in das verminderte Dasein im Dunkel der Grabesruhe schicken? Das würde einem Widerspruch in Gottes Wesen gleichkommen, das gut und gerecht ist. Wie könnte er, der Schöpfer des Lebens, die Gabe des Lebens seiner Getreuen annehmen, ohne ihnen das ihm hingegebene Leben in gesteigertem Masse zurückzugeben? 2 Makk 7 verleiht dieser theologischen Notwendigkeit einen wundervollen Ausdruck, besonders im Wort des siebten Bruders

OSTERN

(2 Makk 7,30–39). Auferstehung bedeutet demgemäss ein Mehr an Leben für die Märtyrer, die Gott mehr geliebt haben als ihr eigenes Leben.

Die reiche Frucht des im Boden gestorbenen Weizenkorns

Damit nicht genug! Wenn Märtyrer glauben und wissen, dass Gott für sie ein Mehr an Leben jenseits ihres Sterbens erschafft, können sie ihn zudem fürbittend bewegen, seinen Lohn nicht nur ihnen selbst zukommen zu lassen, sondern um ihretwillen auch anderrn Menschen, die der Zuwendung Gottes bedürfen. Das hat der siebte Sohn in 2 Makk 7,37f. getan. Er bittet für sein Volk um Vergebung von dessen Schuld. (Seine Fürbitte ist die engste Parallele in der ganzen Heiligen Schrift zum Kelchwort Jesu!) So wird das Wort Jesu vom Weizenkorn, das in die Erde fällt, stirbt und reiche Frucht bringt, verständlich. Der Tod um der Treue zu Gott willen verleiht dem Märtyrer das «Recht» zu einer Fürbitte, welche Gott um seinetwillen nicht unerhört lassen kann. So erklärt sich das Vertrauen der ältesten Kirche auf die Fürbitte der Märtyrer als früheste Form der Heiligenverehrung.

Jesus, der Märtyrer

Jesus ist gestorben, weil er die Sendung erfüllen wollte, die ihm sein Vater gegeben hatte. Daher ist er Märtyrer im eigentlichen Sinn. Im Brot- und klarer noch im Kelchwort beim Abendmahl, aber auch im Wort vom Menschensohn, der in Erfüllung seines Dienstes sein Leben für eine grosse Zahl hingibt, erklärt Jesus, warum sein Martyrium für diese grosse Zahl reiche Frucht bringen wird. Die allererste Kirche hat sofort verstanden, dass diese Frucht in der Mitauferstehung der Glaubenden mit Christus, dem Auferstandenen, besteht. So konnte Paulus im Römerbrief sagen (nur etwa fünfundzwanzig Jahre nach den Ereignissen von Tod und Auferstehung Jesu!): «Er ist gestorben für unsere Sünden und auferstanden für unsere Gerechtigkeit» (d.h. für unsere Aufnahme in den Bund mit Gott für immer, Röm 4,25).

Ostern und unsere Märtyrer heute

Es scheint, dass unsere Welt bereit ist, dem Martyrium für die Freiheit der öffentlichen journalistischen Meinungsäusserung höchsten Wert zuzubilligen. Wer Augen hat zu sehen, wird an Ostern die unsichtbare reiche Frucht von Jesu Weizenkorn kosten, die uns in die Auferstehung mit ihm schon jetzt hineinnimmt (durch Vergebung von Schuld) und uns dann als ewigen Erbbesitz die Auferstehung mit ihm im Himmel bereithält.

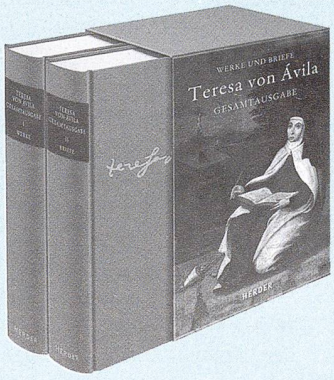
Vielleicht öffnen die Märtyrer von heute einigen unserer Zeitgenossen die Augen neu für das Martyrium Jesu und seine unabsehbar reiche Frucht. Denn auch heute sind die Märtyrer, die eben in den letzten Wochen und Tagen vor laufenden Kameras brutal getötet werden, der Same des Glaubens an Christus, den Auferstandenen, den Geber ewigen Lebens für die, welche für ihren Glauben an ihn lieber ihr Leben hingeben, als ihn zu verleugnen. *Adrian Schenker*

P. Dr. Adrian Schenker OP ist emeritierter Professor für Altes Testament an der Universität Freiburg i. Ü. Er beschäftigt sich weiterhin mit Arbeiten über Textkritik und biblische Theologie des Alten Testaments und ist als Seelsorger tätig.

Werke und Briefe der Kirchenlehrerin Teresa von Ávila – ein neues Standardwerk

Teresa von Ávila: Werke und Briefe. Gesamtausgabe. Band I: Werke; Band II: Briefe. Herausgegeben, übersetzt und eingeleitet von Ulrich Dobhan OCD und Elisabeth Peeters OCD. Geleitwort von Mariano Delgado. (Verlag Herder) Freiburg-Basel-Wien 2015, 1915 + 1344 S.

Rechtzeitig zum grossen 500-Jahr-Jubiläum der Kirchenlehrerin Teresa von Ávila veröffentlichte der Herder-Verlag eine wissenschaftliche Gesamtausgabe der Werke und Briefe der Heiligen in deutscher Übersetzung gemäss der neuen deutschen Rechtschreibung und auf Dünndruckpapier, mit einem soliden Schuber, einem hilfreichen Glossar sowie einem Personen- und Ortsregister und Karten. Die zahlreichen Fussnoten geben Einblicke in verschiedene Textversionen, weisen auf von Teresa von Ávila benützte Quellen oder auf andere Texte der Autorin hin und geben auch für das Verständnis des jeweiligen Inhalts wertvolle Hinweise. Jedem der Werk Teresas ist eine ausführliche Einführung vorangestellt, eine umfangreiche Bibliografie ergänzt das nach neuesten Methoden erarbeitete Werk, so dass dieses international eine einzigartige Quellenveröffentlichung ist. Erstmals werden die beide Fassungen des «Weges der Vollkommenheit» im Vergleich gegenübergestellt. Warum lohnt sich die Beschäftigung mit dem Werk von Teresa von Ávila – und das gerade heute? Teresa gilt, wie Mariano Delgado im Geleitwort betont, zu jenen Gestalten der Kirchengeschichte, die als «geistiges Kulturerbe» oder als «eine Ehre für das Menschengeschlecht» zu betrachten sind. Sie verwendete eine neue Sprache mit kräftigen Bildern aus dem Alltag, genährt von gesundem Menschenverstand. Was braucht die Kirche mehr? Sie zeigt das «zarte Liebeswerben eines Gottes, der, weil er die immer sprudelnde Quelle der Liebe und der Gnade ist, die Initiative ergriffen hat, als guter Hirt bei uns zu wohnen und mit unendlicher Geduld und Barmherzigkeit auf die freiwillige Hingabe unserer Liebe zu warten. Denn als sein Ebenbild sind wir zur Freiheit und zur ‹Liebesheirat› mit ihm berufen!» (M. Delgado). Als Lehrmeisterin des «inneren Betens» lud sie gegen viele Widerstände zum Verweilen bei Gott ein. Diese Einladung hinterlässt sie uns auch heute. Sie war aber nicht nur eine Frau der Kontemplation, sondern auch der Tat, wie etwa ihr Ordenseintritt und ihre Klosterreform zeigt. Ein Vorbild für Hartnäckigkeit, Geduld und Bescheidenheit auch heute! *Urban Fink-Wagner*



SKZ 14–15/2015

GOTT IST WIE EIN TROST, SO WIE EIN KISSEN, AUF DEM DU SCHLAFEN KANNST

GOTTESBILD

Kirchlicherseits werden Umfragen zu den religiösen Einstellungen von Menschen oft unter der Fragestellung gelesen, wie christlich die zeitgenössische Gesellschaft «noch» denkt. Statt der Erforschung der umgebenden Gesellschaft können solche religionssoziologische Untersuchungen aber auch der kirchlichen Selbstreflexion dienen.

Die folgenden Ausführungen lenken die Aufmerksamkeit auf einen Punkt, der in solchen Umfragen (auf mich jedenfalls) regelmässig irritierend wirkt. Exemplarisch beziehe ich mich im Folgenden auf die Erhebung, die 2008/2009 in der Schweiz durchgeführt wurde und deren Auswertung 2014 unter dem Titel «Religion und Spiritualität in der Ich-Gesellschaft» vorgelegt wurde.[1] Näherhin liegt der Fokus auf den Angaben über den jeweils eruierten Gottesglauben und insbesondere dessen «personalen» Charakter. Dabei möchte ich zwei Beobachtungen herausarbeiten:

- Die den Institutionellen («kirchennahen» Personen) zugeschriebenen Gottesvorstellungen wirken uniform und etwas zu einfach.
- In den Gottesvorstellungen von Alternativen[2] und Distanzierten[3] werden Motive genannt, die durchaus genuin christlich gedeutet werden können, jedoch nicht mehr so identifiziert werden.

Meine Rückfrage im Anschluss an solche Beobachtungen richtet sich nicht primär auf die hierzu vorgelegten Interpretationen in der genannten Studie. Vielmehr scheint es mir wichtig, die selbstkritische Frage anzustossen: Woran liegt es, dass der kirchliche Glaube bzw. der Glaube der Institutionellen derart verengt wahrgenommen wird? Wie könnte die kirchliche Verkündigung den viel differenzierteren christlichen Gottglauben wahrnehmbar machen?

Glaubensansichten zu Gott

Die Glaubensansichten zu Gott fasst die vorliegende Umfrage unter Formulierungen wie die folgenden (vgl. 271): «Es gibt so etwas wie eine höhere Macht.» «Es gibt einen Gott, der sich in Jesus Christus zu erkennen gegeben hat.» «Es gibt einen Gott, der sich um jeden Menschen kümmert.» «Ich weiss, dass es Gott wirklich gibt, und habe keinen Zweifel daran.» «Gott – das ist für mich nichts anderes als das Wertvolle im Menschen.» «Gott – das ist für mich eine kosmische Energie, die unser Leben beeinflusst.» «Ich glaube nicht an einen persönlichen Gott, aber ich glaube, dass es irgendeine höhere geistige Macht gibt.» «Ich weiss nicht, ob es einen Gott gibt, und glaube auch nicht, dass es möglich ist, das herauszufinden.»

Es handelt sich hier um in religionssoziologischen Studien übliche Aussagen, die naturgemäss vereinfachend sind. Immerhin kann sich bei näherem Hinsehen schon einige Nachdenklichkeit einstellen. Denn bei der Überlegung, wie die eigene Bewertung solcher Positionen ausgefallen wäre, kann man bald einmal ins Stocken kommen. Eine derart exklusive Aussage wie die, dass Gott nichts anderes ist als das Wertvolle im Menschen, ist – obwohl das Wertvolle im Menschen sehr viel mit Gott zu tun haben dürfte – leichter auszusortieren als die Verbindung Gottes mit einer kosmischen Energie, worunter man sehr Unterschiedliches verstehen kann und die auch pneumatologisch gedeutet werden könnte. Wenn ich verneine, ein zweifelsfreies «Wissen» von Gott zu haben, finde ich mich vermutlich unversehens unter den Alternativen, Distanzierten oder gar den Säkularen wieder.

Der Gottglaube der Institutionellen

Noch mehr Fragezeichen können die detaillierteren, auf qualitativen Befragungen beruhenden Aussagen über die Gottesvorstellungen[4] hervorrufen. Demzufolge scheint die Perspektive der Institutionellen im Vergleich zu den anderen Typen am einfachsten zusammenzufassen zu sein. «Erstens glauben alle Institutionellen in charakteristischer Weise an Gott. Gott ist für Institutionelle eine als Person gedachte Gestalt, von der wir unter anderem durch die Bibel Kenntnis haben. Dieser Gott hat die Eigenschaft, sich persönlich um jeden Menschen zu kümmern, weshalb man ihm im Gebet die ganz eigenen Sorgen, Nöte, Freuden und Hoffnungen vortragen kann» (95). Unterschieden wird sodann zwischen den Etablierten, für die Gott eine «transzendente Gestalt» ist, «die verständnisvoll und gütig zuhört, der man alles anvertrauen kann und die den einzelnen Menschen bedingungslos annimmt» (95), und den freikirchlich Gesinnten, die Gott mehrheitlich als eminente, übermächtige Autoritätsperson auffassen.

Eine entsprechende Aussage lautet: «Also für mich [ist Gott jemand,] dem man alles sagen kann und der uns zuhört. Ich glaube, man kann ihm wirklich alles sagen. Es ist eine absolute Vertrauensbeziehung. Und er ist jemand, der uns nicht richtet. Man sagt, Christus sei die Liebe, ich glaube, das ist es» (Béatrice, 44-jährig, römisch-katholisch: 95).

In der Interpretation der Studie gleicht «dieser Gott einer Mischung aus gütigen Eltern, die ihr Kind bedingungslos annehmen, und Psychotherapeut, der unterstützend zuhört, was immer auch der Patient vorbringen mag» (95). Diese Aussage lässt

Prof. Dr. Eva-Maria Faber, Ordentliche Professorin für Dogmatik und Fundamentaltheologie, ist seit 2007 Rektorin der Theologischen Hochschule Chur.

[1] Jörg Stolz / Judith Könemann / Mallory Schneuwly Purdie / Thomas Englberger / Michael Krüggeler: Religion und Spiritualität in der Ich-Gesellschaft. Vier Gestalten des (Un-) Glaubens (= Beiträge zur Pastoralsoziologie 16). (NZN bei TVZ) Zürich 2014 . Seitenzahlen im Text beziehen sich, wenn nicht anders angegeben, auf diese Studie.

[2] Gemäss Definition der Studie: Menschen mit holistischen und esoterischen Glaubensansichten und Praktiken (vgl. 71).

[3] Gemäss Definition der Studie: Menschen mit gewissen religiösen und spirituellen Vorstellungen und Praktiken, die in ihrem Leben aber nicht besonders wichtig sind (vgl. 75).

[4] Dabei ist zu beachten, dass die oft sehr eindrucksvollen Aussagen relativ spontan in Gesprächssituationen getroffen werden!

GOTTESBILD

sich positiv lesen, kann aber auch als wenig überzeugend empfunden werden. Dient der Gottglaube der Institutionellen in erster Linie der Befriedigung von (infantilen) Bedürfnissen, die auf Geborgenheit und Verständnis zielen? Woran liegt es, dass institutionelle Gläubigkeit so wahrgenommen wird?

Hausgemachte Simplifizierungen?

Von dieser institutionellen Position werden die Beschreibungen von Gottesvorstellungen der Alternativen und Distanzierten unterschieden. Eine Aussage zu den Distanziert-Institutionellen kann zunächst das Problembewusstsein weiter schärfen: «Die zu konkreten christlichen Vorstellungen behagen den Distanziert-Institutionellen nicht. Dass Gott ein übernatürlicher Akteur ist, womöglich ein bärtiger Mann, der handelt und in die Welt eingreift, können sich die Distanziert-Institutionellen beim besten Willen nicht vorstellen» (107). Nein, das kann auch ich mir nicht vorstellen …

Den Autoren des Beitrags wird bewusst gewesen sein, dass der «alte Mann mit Bart» eine Klischeevorstellung ist.[5] In der Auseinandersetzung mit kirchlichem Gottglauben scheinen Menschen aber den Eindruck zu haben, dass das christlich-kirchliche Gottesbild mit einem solchen Klischee, sei es ironisierend, sei es bitterernst, treffend charakterisiert werden kann. Dies muss die Rückfrage auslösen, ob eine solche Einschätzung sich auch an starken Simplifizierungen in der kirchlichen Verkündigung selbst festmacht.

Gottglaube ohne Suchbewegungen?

Es ist bestürzend wahrzunehmen, dass das Gottesbild der «Institutionellen», das zugleich als Gottesbild der sich christlich verstehenden Glaubenden identifiziert wird, wie ein Gottglaube ohne Suchbewegungen erscheint. Er kennt keine Zweifel und kein Zerbrechen der Begriffe. Manche der grossen Theologen der Theologiegeschichte wären dann jedoch in den Kategorien der Alternativen oder der Distanzierten zu verbuchen.

Nikolaus von Kues (1401–1464) gehört zu ihnen. Seine Schrift «De Deo abscondito» ist als Gespräch zwischen einem Heiden und einem Christen gestaltet. In gegenwärtiger Optik würde es vielleicht als Gespräch zwischen einem Heiden und einem Alternativen identifiziert.

«Heide: Ich sehe dich hier in rückhaltloser Hingabe ausgestreckt und Tränen verlangender Liebe weinen … Sag bitte, wer bist du?

Christ: Ich bin ein Christ.

Heide: Was betest du an?

Christ: Gott.

Heide: Wer ist der Gott, den du anbetest?

Christ: Ich weiss es nicht.

Heide: Wie kannst du so mit Einsatz deines Selbst anbeten, was du nicht kennst?

Christ: Weil ich kein Wissen habe, bete ich an.

Heide: Sonderbar, da sehe ich einen Menschen sich an etwas hingeben, das er nicht kennt.

Christ: Mehr zu verwundern ist, wenn der Mensch einer Sache anhängt, die er zu kennen meint.

Heide: Warum?

Christ: Weil er das, was er zu wissen vermeint, weniger weiss als das, von dem er weiss, dass er das Wissen nicht hat.

Heide: Erkläre das bitte!

Christ: Wer immer vermeint, etwas zu wissen, indes doch nichts gewusst werden kann, scheint mir nicht bei Sinnen zu sein» (De Deo abscondito Nr. 1 f.).

Es kann und soll hier kein Pauschalurteil über die kirchliche Verkündigung (die ja keineswegs monolithisch ist) gefällt werden. Infolge der Wahrnehmung institutioneller Gläubigkeit im Spiegel religionssoziologischer Forschung sei aber die Frage gestellt, ob in der öffentlich fassbaren Gestalt kirchlichen Glaubens solche Verortungen im Nicht-Wissen zu sehr fehlen. Werden das je persönliche Ungenügen[6] an den Worten für den unsagbaren Gott und das Ringen um den unvorstellbaren Gott dann hintan gestellt, wenn es um die Verkündigung geht – so, als könne man dies den «gewöhnlichen» Gläubigen nicht zumuten? Dann aber würden diese vermeintlich gewöhnlichen Gläubigen mit ihren je persönlichen Fragen allein gelassen.

Erfahrungen der Unsagbarkeit

Verkannt wäre dann, wie sehr die «Erfahrung der Zerbrechlichkeit» der Gottesaussagen und der Unsagbarkeit Gottes, die ehemals Sache von einzelnen «Mystikern» gewesen sein mag, heute ein gewissermassen kollektives Kennzeichen christlichen Glaubens schlechthin ist.[7] Versteht man eine solche Erfahrung als ein inneres Moment jeden Glaubens, so lassen sich manche Aussagen der religionssoziologischen Studie über die Distanziert-Institutionellen anders – nämlich gar nicht mehr so distanziert – hören.

Die 63-jährige Kaitline (römisch-katholisch) sagt: «Ich persönlich glaube, dass es etwas gibt, was uns dominiert. Wenn man die Natur beobachtet in ihrer Perfektion. Das kann nicht das Werk des Menschen sein. Der Mensch kann nur ergänzen, erneuern, verändern, zerstören, wieder aufbauen, was es schon gibt. Aber im Ursprung gibt es eine Kraft, die über uns steht. Jetzt – welchen Namen soll man dieser Kraft geben? Ich weiss es nicht» (107). Ist diese Frau wegen ihres «Ich weiss es nicht» eine Distanziert-Institutionelle, oder ist sie geistesverwandt mit Nikolaus von Kues oder auch Angelus Silesius («Was Gott ist, weiss man nicht»[8])?

Wie Kaitline bringen auch andere Personen die Unsagbarkeit durch Indefinitpronomen («etwas») zum Ausdruck: «Ich habe das Gefühl, wie wenn etwas noch drüber wäre, was aber nicht Macht ausübt,

[5] Entsprechende bildhafte Zeugnisse scheinen dieses problematische Gottesbild unausrottbar zu machen, wenngleich ihr Hintergrund komplexer ist, als es eine einfältige Betrachtung erkennen lässt. Vgl. Thomas Sternberg: Bilderverbot für Gott, den Vater?, in: Eckhard Nordhofen (Hrsg.): Bilderverbot: Die Sichtbarkeit des Unsichtbaren. Paderborn 2001, 59–115.

[6] Ich gehe davon aus, dass jede ernsthaft glaubende Person in der eigenen Glaubensgeschichte solches Ungenügen immer wieder erfährt.

[7] Vgl. Michel de Certeau: GlaubensSchwachheit. Stuttgart 2009, 249. Vgl. hierzu auch die ähnlichen Anliegen bei: Stefan Knobloch: Gottesleere? Wider die Rede vom Verlust des Göttlichen. Mainz 2013.

[8] Angelus Silesius: Cherubinischer Wandersmann. Einsiedeln ³1980, 21.

sondern was eigentlich den Rahmen gibt, in dem man sich entwickeln kann» (Renate, 51, römisch-katholisch: 107).

Die Studie qualifiziert die Position der Distanziert-Institutionellen, wenn es um das Wirken dieser höheren Macht geht, als «unschlüssig»: «Wirkt es als ‹Rahmen›, als ‹Kissen› oder doch eher als ‹Boden›? Schliesslich ist sehr auffällig, dass die Distanziert-Institutionellen in ihrer Einschätzung dieser höheren Gestalt oft schwanken. Bettina ist ‹hin- und hergerissen›, Kaitline spricht von einem Oszillieren (‹Kommen und Gehen›), Maia kann nicht glauben, dass Gott dort oben irgendwo sitzt, und glaubt doch irgendwie daran, für Marcel sind die Dinge im Innern jetzt sehr ‹paradox›» (107). Wer sich mit mystischer Sprache und Denkfiguren der Negativen Theologie (Reden in Paradoxen!) auskennt, entdeckt hier nicht notwendig eine distanzierte Unschlüssigkeit, sondern ein angesichts des Göttlichen unausweichliches Stocken der Sprache.

Aus dem von Nikolaus von Kues fingierten Dialog wäre zu lernen, dass das Nichtwissen und die Einsicht in die Paradoxalität von Gottesaussagen in die Mitte christlichen Glaubens gehören. Kriterium für authentische Glaubenshaltung ist dann nicht die Zustimmung zu fest umrissenen Aussagen, sondern die Haltung der Anbetung, also ein existenzielles Sich-Aussetzen auf das göttliche Geheimnis hin. In diesem Sinne formuliert Michel de Certeau: «Die einzige Frage, die gilt, lautet: Werden sich Christen finden, die jene von Gebet, Unruhe und Verehrung erfüllten Anfänge noch einmal suchen wollen?»[9]

Personalität ist nicht gleich Dualität

Vor diesem Hintergrund sind nun die Aussagen zum personalen oder nichtpersonalen Gottesbild genauer zu prüfen. Dabei fällt auf, dass die Studie fast nie explizit personale und nichtpersonale Auffassungen kontrastiert, sondern den personalen Gottglauben der Institutionellen meist von anderen Facetten des Gottesbildes bei Alternativen oder Distanziert-Institutionellen abgrenzt. Fraglich ist dabei jedoch, ob es sich bei den Gegenüberstellungen überhaupt um echte Alternativen handelt.

Eine erste Gegenüberstellung betrifft die Auffassung Gottes «als übernatürliche Person» (institutioneller Typ) im Vergleich zur Auffassung Gottes als «alles durchwirkende, in jedem Menschen und in der Natur vorhandene Energie, ein Licht oder eine Kraft» (alternativer Typ) (101). Nähehrin wird die Aussage eines konfessionslosen 62-jährigen Mannes (Klaus) zitiert: «Wie überall Luft da ist, ist überall Macht, also Geist. Das Göttliche ist überall, in jedem Atom. Es ist nur die Frage, ob ich sie überhaupt wahrnehme, die Realität, und wenn ich natürlich verschlossen bin vor lauter Konzepten, dann kann ich die Wirklichkeit nicht sehen» (102).

Die Studie kommentiert dies wie folgt: «Da das Göttliche in allem steckt, kann man gemäss vielen Esoterikern auch nicht zwischen einer Erde und einem Himmel oder einer Immanenz und einer Transzendenz unterscheiden. Es gibt, so wiederum Klaus, ‹keine Dualität, es gibt nur die Einheit›» (102).

Eine ähnliche Aussage wird auch von der – immerhin als «institutionell» geltenden – 41-jährigen Nathalie (römisch-katholisch) zitiert, für die Gott «unendliche Präsenz» ist, die sie «unendlich liebt». Sie erzählt, dass sie auf dem Jakobsweg «diese Präsenz Gottes in mir und nicht mehr ausserhalb von mir» gespürt habe (95).

Der Eindruck vieler Menschen, dass die christliche Gottesvorstellung ein striktes Gegenüber zwischen Kreatur und jenseitigem Gott impliziert, ist fatal. Der christliche Panentheismus,[10] der an die v. a. christologisch geprägte Sprache der Immanenz[11] sowie an pneumatologische Aussagen über die Gegenwart der Geisteskraft Gottes in seiner Schöpfung anknüpft, bleibt ausser Acht. Vergessen ist dann, was Thomas von Aquin (1225–1274) unterstreicht: «Gott muss in aller Wirklichkeit gegenwärtig sein, und zwar zuinnerst» (STh I 8,1). Auch eine breite Tradition christlicher Spiritualität und Mystik wird durch eine stark duale/dualistische Interpretation des christlichen Glaubens vernachlässigt. Zu Recht moniert Paul Knitter diesbezüglich, aus einer berechtigten Unterscheidung sei christlich fälschlicherweise oft ein Dualismus geworden. «Der Dualismus entsteht, wenn wir notwendige Unterscheidungen treffen und diese dann allzu ernst nehmen. Wir machen aus diesen Unterscheidungen Trennlinien statt Verbindungslinien; wir benutzen sie als Verbotsschilder. Wir unterscheiden nicht nur, wir trennen (…). Im Christentum werden Gott und die Welt voneinander unterschieden (…). Solche Unterscheidungen sind richtig und sachgemäss und durchaus notwendig. Doch dann haben wir unsere netten kleinen Unterscheidungen viel zu ernst genommen. Wir haben die Trennlinien zu klar und zu scharf gezogen (…). Der christliche Dualismus hat den Unterschied zwischen Gott und der Welt so überzogen, dass er nicht mehr wirklich zeigen kann, wie beide eine Einheit bilden.»[12]

Ist ein falscher Dualismus mitverantwortlich dafür, dass Menschen aus richtigen Einsichten heraus Alternativen zum kirchlichen Gottglauben suchen und in der Folge als «Alternative» gelten?

Legitimität nichtpersonaler Metaphern

Eine zweite Gegenüberstellung der Studie ist die zwischen dem personhaft gedachten Gott (institutioneller Typ) und einem als «Kraft», «Farbe» oder «Licht» gefassten Transzendenten (alternativer Typ). Diese Unterscheidung hängt mit der ersten zusammen, da

[9] Certeau, Glaubens-Schwachheit (wie Anm. 7), 249.
[10] Vgl. z. B. im Sinne des Ansatzes der Prozesstheologie: Roland Faber: Gott als Poet der Welt. Anliegen und Perspektiven der Prozesstheologie. Darmstadt ²2004.
[11] Klaus Scholtissek: In ihm sein und bleiben. Die Sprache der Immanenz in den johanneischen Schriften. Freiburg i. Br. 2000.
[12] Paul F. Knitter: Ohne Buddha wäre ich kein Christ. Freiburg i. Br. 2012, 29.

GOTTESBILD

auch hier eine nichtduale Vorstellungsweise gesucht wird. Genauer hinzusehen ist nun aber auf die dafür verwendeten nichtpersonalen Metaphern.

So heisst es für die Alternativen: «Erscheint ‹Gott› dem institutionellen Typ als übernatürliche Person, so ist er für den alternativen Typ meist eine alles durchwirkende, in jedem Menschen und in der Natur vorhandene Energie, ein Licht oder eine Kraft» (101). Für die Sheilaisten wird festgestellt: «Auch hier ist das Transzendente eher ‹das Leben› oder ‹ein Licht› als ein personhaft gedachter Gott (der allerdings auch manchmal auftaucht)» (104). Wird hier erkennbar, dass die nichtpersonalen Metaphern personales Denken nicht ausschliessen, so wird an einer anderen Stelle «Person» und «unpersönliche Macht» explizit konfrontiert: Bei den Alternativen sei Gott «nicht wie bei den Institutionellen eine als Person gedachte Gestalt, sondern eine eher unpersönliche Macht, die von unseren Befragten auch als Kraft, Liebe, Farbe, Atem oder Leben bezeichnet wird» (102).[13]

Auffällig ist, dass dem personalen Gott der Institutionellen Motive wie «Licht», «Leben» oder «Atem» bei den Alternativen gegenübergestellt werden – Motive, die unübersehbar (auch) biblisch sind! Bei genauem Hinsehen wird gesagt werden müssen, dass derartige Begriffe mit einem dezidierten Abweis von Personalität verbunden sein können, es aber nicht sein müssen. Dass «Liebe» als Bezeichnung einer unpersönlichen Macht deklariert wird, spricht hier Bände.

In biblischer und theologischer Tradition sind auch bei der Rede von einem «personalen» Gott verschiedenartige Metaphern zusammenzuhalten, ähnlich wie sie bei den Gottesvorstellungen von Menschen eng miteinander verwoben sind. So verwenden Mystikerinnen trotz eines Gottesbildes mit deutlich personalen Zügen durchaus nichtpersonale Metaphern (z. B. Morgenrot, Baum, Biene).[14] In einer Untersuchung von Mädchenbildern hat Stephanie Klein festgestellt, wie nichtpersonale Vorstellungen von Gott zusammengehen können mit der selbstverständlichen Annahme, Gott sei personhaft vorzustellen. Ein 11-jähriges Mädchen stellt in einem nichtpersonalen Gottesbild Gott als Blume dar, kehrt aber ein Jahr später durchaus zu einer personalen Darstellung zurück, und gerade ihr Gottesbild kann zutreffend mit der Grundintuition «Gott in Beziehung» überschrieben werden.[15]

Wiederum ist die Rückfrage an die kirchliche Verkündigung zu stellen: Woran liegt es, dass Menschen eine facettenreiche Metaphorik oftmals für nicht mehr mit dem kirchlichen Gottglauben vereinbar halten? Hat die kirchliche Verkündigung – vielleicht gerade auch in Gegenreaktion zu einem befürchteten Schwund personalen Gottglaubens – zu plakativ betont, Gott sei «Person»? Personale und nichtpersonale Metaphern schliessen einander nicht aus und sind deswegen auch kein geeignetes Unterscheidungsmerkmal für einen personalen Gottglauben.

Ein untaugliches Schibboleth

So richtig es ist, dass das biblische Zeugnis von Gott auf personale Züge hinweist, so sehr gilt auch, dass sich der (nichtbiblische) Begriff der Person selbst nicht dazu eignet, als Schlagwort (und unterscheidendes Schibboleth) verwandt zu werden. Hinter ihm steckt eine hoch spekulative Begriffsgeschichte, die z. T. für eine theologische Anwendung geeignet ist, ohne aber den biblischen Gottglauben umfassend zur Sprache bringen zu können.

Zu beachten ist, dass eine Person für die meisten Menschen im alltäglichen Sprachgebrauch eine endliche Gestalt meint, die im Gegenüber begegnet. Sobald eine Ahnung von der Unendlichkeit Gottes und seiner Präsenz, ja Immanenz in der Welt aufkommt, wird der so verstandene Begriff der Person unzureichend. Wenn Menschen sich gegen ein Verständnis Gottes als Person wenden, ist deswegen nachzufragen, was sie genau meinen. Auffällig ist, dass in entsprechenden Beschreibungen des eigenen Glaubens, wie sie die hier zugrundegelegte Studie vorlegt, gelegentlich der Glaube an einen personalen Gott abgewiesen wird, der geglaubte Gott gleichwohl aber mit personalen Zügen beschrieben wird. Die Zurückweisung bestimmter Eigenschaften von Personen führt zur Zurückweisung des Personbegriffs, nicht aber aller personalen Phänomene.

Ein Beispiel ist die 50-jährige, römisch-katholische Maude (den Alternativen zugeordnet) mit unkonventionellen Bildern, an denen mittelalterliche Mystikerinnen ihre Freude gehabt hätten: «Gott, das ist der einzige Gott, ja, aber er besteht aus verschiedenen Sachen. Er ist ein Trost, so wie ein Kissen, auf dem du schlafen kannst. Ein Kissen, das dich trösten kann, aber das dir kein Brot gibt, weder zu essen noch zu trinken. Er kann dir kein Auto geben [lacht], aber er kann dir vielleicht Zeit geben, Dinge zu tun. Liebe. Er kann dir viele Sachen geben, aber keine materiellen Sachen. Für mich ist das ein Raum, in dem ich mich finden kann, sagen wir es vielleicht so. (…) Gott ist keine Person, denn er kann dir nicht antworten, aber er kann zuhören. Es ist ein Raum für mich, ein kleiner Moment zum Innehalten, wo du dich selber finden kannst, weil Gott, das ist tiefes Glück, das ist etwas, was dich trägt, das dich voranbringt» (104).

In der Gottesbeziehung fehlt, was bei anderen menschlichen Personen erfahren werden kann: das konkrete, sinnlich wahrnehmbare Sprechen. Deswegen spricht Maude Gott indes nicht das Zuhören ab, ebenso wenig wie Vollzüge des Gebens, Raum-Eröffnens, Tragens – sämtlich personal qualifizierte Wirkweisen.

[13] In dieser Hinsicht stehen gemäss der Studie die Distanziert-Alternativen «dem alternativen Pol nahe, d. h., ihnen erscheint Gott nicht so sehr als Person, sondern eher als Energie, als positiver Gedanke, als Einfluss von Geistern oder als Potenzial im Ich» (108).

[14] Vgl. Bardo Weiss: Die deutschen Mystikerinnen und ihr Gottesbild. Das Gottesbild der deutschen Mystikerinnen auf dem Hintergrund der Mönchstheologie. 3 Teile. Paderborn 2004, 1.2251 (für die Personalität der Gottesvorstellung) sowie z. B. 2145–2150; 2181 f. (für die nichtpersonalen Metaphern).

[15] Vgl. Stephanie Klein: Gottesbilder von Mädchen. Bilder und Gespräche als Zugänge zur kindlichen religiösen Vorstellungswelt. Stuttgart 2000, 125–127.151 sowie Abb. 12 und 15.

kath.ch
katholisches medienzentrum

7 TAGE
2. APRIL 2015 | Nº 14-15

Vom Krieg gezeichnet: Kinder in Syrien. | © 2015 Alexandra Wey/Caritas Schweiz

«Schweiz nimmt 15 000 Flüchtlinge auf – und niemand merkt es»

Bern. – «Die Schweiz nimmt dieses Jahr 15 000 syrische Flüchtlinge auf, und niemand merkt es.» So lautet die aktuelle Botschaft von Caritas Schweiz. Der konkrete Vorschlag heisst: Jede Schweizer Gemeinde nimmt eine Flüchtlingsfamilie auf. Das Hilfswerk ist im Nahen Osten in der Soforthilfe tätig. Wegen der Gefahrenlage ist Diskretion verlangt. Immer drängender wird zudem die Notwendigkeit, die gewachsenen sozialen Spannungen zwischen Flüchtlingen und Aufnahmeland abzubauen.

Georges Scherrer

In einem Pilotprojekt will die Schweiz innerhalb von drei Jahren 500 Flüchtlinge aus Syrien aufnehmen. Das löst bei vielen Leuten ein Stirnrunzeln aus. Marianne Hochuli von der Fachstelle Migrationspolitik bei Caritas Schweiz bringt es auf den Punkt: Damit tue die Schweiz so, als habe sie «keine Erfahrung mit der Aufnahme von Flüchtlingen». Den 500 geplanten Aufnahmen stellt Hochuli die 58 000 Kosovaren und 14 000 Ungarn gegenüber, welche die Schweiz vor Jahren ohne grosse Probleme aufnahm. Caritas-Präsident Hugo Fasel drückt das Zaudern der Schweiz in anderen Worten aus. Nicht humanitäre Überlegungen und Traditionen, sondern die aktuelle inländische politische Grosswetterlage bestimmt die Gangart des Bundes in Sachen Syrienflüchtlinge. Wenn Schweizer Politiker vor den Parlamentswahlen im kommenden Herbst aus der humanitären Katastrophe im Nahen Osten Kapital zu schlagen versuchen, dann «handeln diese verantwortungslos», so Fasel.

Schweizer Syrienhilfe bisher zu gering

Die Herausforderungen im Nahen Osten sind gewaltig. Vor kurzem hat der Bundesrat die Syrienhilfe von 30 Millionen auf 50 Millionen Franken aufgestockt. Das ist viel zu wenig, findet Caritas Schweiz. 100 Millionen Franken wären besser. Caritas-Präsident Fasel wies als Vergleich an einer Pressekonferenz am 25. März in Bern darauf hin, dass das internationale Caritas-Netz in den vergangenen drei Jahren für die syrischen Vertriebenen Hilfe in der Höhe von 300 Millionen Franken geleistet habe und damit einer Million Flüchtlingen das Überleben sicherte.

Die Hilfe erfolgt über Caritas-Stellen in Nahost und Partnerorganisationen. Fasel gibt sich diskret, wenn es um konkrete Beispiele geht. In Nahost sei die Gewaltsituation derart komplex, «dass man lieber darüber schweigt, welche Organi-

EDITORIAL

Mehr Demut täte gut

«Selbstmord» titelte «Blick am Abend». Von «Absicht» und «Mutwilligkeit» war in anderen Zeitungen zu lesen. Die Rede ist von der Tat jenes Copiloten, der letzte Woche die Maschine von Germanwings zum Absturz gebracht haben soll. Staatsanwalt Brice Robin hatte vor den Medien gesagt, der Copilot habe «den Willen gehabt, das Flugzeug zu zerstören».

Es sind gewagte Worte, die der Staatsanwalt hier von sich gibt. Gewagt, weil es sich hier nicht bloss um einen «Selbstmord» handelt, der dem Co-Piloten unterstellt wird, sondern weil beim Absturz weitere Menschen ums Leben gekommen sind. Mit der Aussage, er habe vorsätzlich gehandelt, wird der Copilot zum 149-fachen Mörder gemacht. Die Basis für eine solche Aussage bleibt hingegen dünn.

Gewiss, wir alle wollen verstehen, wie es zu einer solchen Katastrophe kommen konnte. Es dürfte wohl insbesondere für die Hinterbliebenen der Opfer von grosser Bedeutung sein, die Hintergründe, die zum Tod ihrer Angehörigen führten, zu kennen. Auch, um die damit verbundenen Emotionen verarbeiten zu können. Aber berechtigt dieser Wunsch, Wissenslücken mit einer Beschuldigung zu füllen?

Ist es wirklich nur das Bedürfnis, die Angehörigen zu informieren, das zu solchen Mutmassungen führt? Oder ist es nicht vielmehr auch unser Unvermögen, das Nichtwissen auszuhalten? Als Menschen begrenzt zu sein, Dinge nicht erklären zu können, wortlos und verständnislos zurückzubleiben? Vielleicht stünde uns eine demutsvolle Haltung, die Fragen und Staunen zulässt, gerade in diesen Tagen gut an. Bald feiern wir Ostern, das christliche Fest, welches all das übersteigt, was Menschen sich vorstellen und erklären können.

Sylvia Stam

NAMEN & NOTIZEN

Joan Baez und Ai Weiwei. Die US-Folkmusikerin Joan Baez (73) und der chinesische Künstler und Dissident Ai Weiwei (57) werden von Amnesty International als «Botschafter des Gewissens» ausgezeichnet. Die Verleihung findet am 21. Mai in Berlin statt. Die beiden seien «eine Inspiration für Tausende Menschenrechtsaktivisten in Amerika, Asien und darüber hinaus».

Padre Bertram Wick. Der Schweizer Priester aus Waldkirch (SG) ist von Papst **Franziskus** zum Diözesanbischof von Santo Domingo in Ecuador ernannt worden. Zur Bekämpfung der Armut gründete Wick die erfolgreiche Kosmetikreihe «ColoncheLine». Nach der Priesterausbildung ging er 1990 als Missionar nach Ecuador. Ab 2013 war er Weihbischof von Guayaquil und unterstützte den 74-jährigen Erzbischof **Antonio Arregui Yarza** in seinen Aufgaben.

Kardinal Christoph Schönborn. Für den Wiener Erzbischof darf der Papst in seinen Äusserungen auch «nach normalem Menschen klingen» und soll «so reden, wie ihm der Schnabel gewachsen ist». Das mitunter saloppe Reden von **Franziskus** sei Teil einer «erfreulichen Enthöhung» der Person des Papstes, so Schönborn in der «Presse». Zugleich stellte er ein blosses «Lauern auf Fussangeln» und reflexartige Empörungen über Einzelsätze fest.

Josef Wäckerle. Der Präsident des katholischen Synodalrats Bern ist der Meinung, dass der Kanton Bern den Kirchen sehr viel schulde und verpflichtet sei, diesen finanziell entgegenzukommen. Der Kanton Bern strebt eine Totalrevision des Kirchengesetzes an. Die Rechtstitel, die der Kanton den Kirchen nach der Übernahme des historischen Kirchengutes 1804 schuldet, belaufen sich auf 2,5 Milliarden Franken.

Ingrid Grave. Für die Ilanzer Schwester hat die Kirche nur dann eine Zukunft, wenn sie fähig ist, Gewohntes loszulassen und sich vertrauensvoll auf Neues einzulassen. An einem Vortrag des Theologischen Forums der Universität Luzern sagte sie, auch für Ordensgemeinschaften gelte es zu akzeptieren, dass sie nicht mehr alles tun könnten.

sationen finanziell unterstützt werden. Solche Infos locken lediglich Erpresser und Entführer auf den Plan und bedrohen die konkreten Hilfsprojekte».

Soziale Stabilität gewährleisten

Neben der Soforthilfe ist Caritas vermehrt auch im Kampf gegen die wachsenden sozialen Spannungen zwischen Flüchtlingen und Bewohnern in den Gastländern aktiv. Ein Beispiel: Im Libanon stellen die Aufgenommenen bereits einen Viertel der Bevölkerung dar. Das führe zu ungeheuren Spannungen auf dem Arbeitsmarkt und in der Wohnsituation. Steigende Mieten würden die zum Teil selber arme einheimische Bevölkerung erzürnen, sagte in Bern Barbara Brank, Programmverantwortliche Syrienkrise bei Caritas Schweiz. Die Hilfsgelder würden darum auch eingesetzt, um eine Stabilität auf dem Wohnungsmarkt zu erreichen.

Spitäler und weitere medizinische Einrichtungen seien in den Aufnahmeländern oft überlastet. Darum unterstützt das internationale Caritas-Netzwerk die Errichtung von zusätzlichen Kliniken. Eine weitere immense Aufgabe sind der Schutz und die Ausbildung der Jugend. Viele Eltern getrauten sich nicht mehr, in Syrien und im Irak ihre Kinder in die Schulen zu schicken, weil diese besonders gefährdet seien. In den Flüchtlingslagern würden Kinder oft als Arbeitskräfte eingesetzt, statt in die Schule geschickt zu werden. Ihre Arbeit helfe die Not lindern.

Viele Flüchtlinge seien traumatisiert. Nicht nur wegen der Schreckensbilder, die sie in ihrer Heimat sehen mussten, sondern auch wegen des Drucks im Aufnahmeland, dem sie ausgesetzt seien. Die wachsenden sozialen Spannungen führten vermehrt zu «teils offenen Anfeindungen seitens der Aufnahmebevölkerung». Die Not wachse, die Hilfsmittel halten aber nicht Schritt, konstatiert Barbara Brank.

Verzagter Bundesrat

Als Sofortmassnahme fordert Caritas Schweiz neben der Aufnahme von 15 000 Flüchtlingen und der Aufstockung der eidgenössischen Hilfe auf 100 Millionen Franken, dass sich die Schweiz wieder ihres Leadership im humanitären Bereich bewusst wird. Die Schweiz soll bei den Ländern des Schengen-Raums eine aktive Rolle einnehmen und darauf hinwirken, dass die Aufnahmekontingente erhöht und die Lasten besser unter den europäischen Ländern verteilt werden.

Innerhalb der Schweiz müsse der Bundesrat mehr Mut aufbringen und hinstehen, wenn wie zum Beispiel bei einer öffentlichen Diskussion über ein Asylzentrum im freiburgischen Giffers Befürworter des Zentrums niedergeschrieen würden. Der Bundesrat müsse sich ein Beispiel an der deutschen Bundeskanzlerin Angela Merkel nehmen, die öffentlich Stellung nahm und zuhanden der fremdenfeindlichen Bewegung Pegida erklärte: Das ist nicht zulässig.

«Ehe light» – auch kirchliche Stimmen wären nötig

Zürich. – Vergangene Woche hat der Bundesrat Vorschläge für Änderungen im Familienrecht präsentiert. Dabei stehen verschiedene Modelle zur Diskussion, welche das Zusammenleben von Paaren regeln wollen. Die Stimme der Kirche dazu wäre wichtig, meinen Vertreter kirchlicher Fachstellen.

Ein Vorschlag des Bundesrates zielt dahin, die eingetragene Partnerschaft für Homosexuelle an die Ehe anzugleichen, beispielsweise bei der Frage des Adoptionsrechts. Ein anderer Vorschlag prüft eine gesetzlich geregelte Partnerschaft, die weniger bindend ist als die Ehe. Die Verbindung soll beispielsweise formell abschliessbar und auch wieder kündbar sein. Modell hierfür ist der so genannte «Pacte civil de solidarité» (Pacs), der sich in Frankreich bereits grosser Nachfrage erfreut, sozusagen eine «Ehe light». Der Fall Bürglen zeige, dass die Frage, was Ehe ist, die Menschen beschäftige, sagt Madeleine Winterhalter, Leiterin der Fachstelle Partnerschaft, Ehe und Familie (PEF) des Bistums St. Gallen und Präsidentin der Interessensgemeinschaft PEF-Pastoral Deutschschweiz. Von der Kirche wünscht sie sich, dass diese sich in die Diskussion, die der Bundesrat nun anstossen will, einschaltet: «Die Kirche sollte für Beziehungswerte wie Verbindlichkeit, Treue und das Zueinanderstehen einstehen, und zwar in allen Formen von Paarbeziehungen», so Madeleine Winterhalter.

Es sei wichtig, «dass Kirche sich in zu familienpolitischen Fragen stärker einbringt, zum Wohl der Kinder», sagt auch Birgitta Aicher, Pastoralverantwortliche des Bistums Basel und Mitglied der Interessensgemeinschaft PEF-Pastoral der Deutschschweiz. Wie bedeutend dies sei, zeigten die Impulsgespräche, die im Vorfeld der Familiensynode in Rom durchgeführt worden seien. (sys)

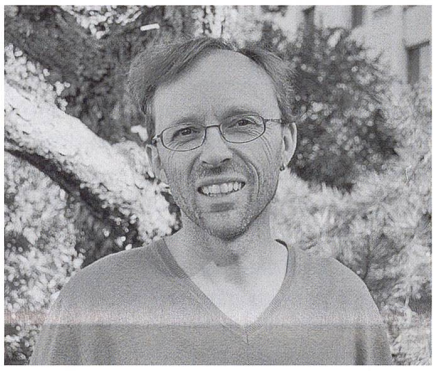
kath.ch

Spitalseelsorger Daniel Burger zum Thema Sterbehilfe: «Ich will nicht dabei sein, wenn jemand mit Exit geht!»

Affoltern a. A. – Daniel Burger (46) ist seit fünfeinhalb Jahren Seelsorger am Spital Affoltern am Albis im Kanton Zürich. Er betreut viele Schwerkranke und Sterbende. Nur selten begegnet er Menschen, die mit der Sterbehilfeorganisation Exit ihr Leben beenden wollen. kath.ch hat mit ihm darüber gesprochen.

Barbara Ludwig

Wie oft sind Sie Patienten begegnet, die mit Hilfe von Exit Suizid begehen wollten?
Daniel Burger: Zwei Mal. Bei dem einen Mann spürte ich, dass bereits das Zuhören den Suizidwunsch schwächte. Es war



Daniel Burger | © 2015 Barbara Ludwig

offenbar wichtig, dass er jemanden hatte, um über das schwierige Thema zu sprechen. Soviel ich weiss, starb er dann nicht mit Exit. Mit der zweiten Person, einem über 70-jährigen krebskranken Mann, führte ich intensive Gespräche. Er starb schliesslich mit Exit.

Wie haben Sie ihn betreut?
Burger: Wir haben über seinen Suizid-Wunsch gesprochen. Zum einen habe ich ihm zugehört: Was war seine Not? Zum andern habe ich ihm dargelegt, dass es Palliative Care gibt und damit ganz viele Möglichkeiten, um die Symptome einer schweren Krankheit so zu lindern, dass man damit noch leben kann. Ich hielt sozusagen ein Plädoyer zugunsten von Palliative Care. Er hat Palliative Care wirklich in Erwägung gezogen. Ich hatte das Gefühl, er höre mir sehr gut zu. Überzeugen konnte ich ihn aber nicht. Die Entscheidung lag schliesslich bei ihm: Es ist sein Leben, nicht meines.

Haben Sie ihn trotzdem weiter begleitet?
Burger: Ja. Am Tag, als er starb, war ich noch bei ihm. Er bat mich um den Segen Gottes. Und da merkte ich: Obwohl ich eine andere Auffassung vertrete, will ich ihm diesen nicht vorenthalten. Wer bin ich denn? Ich möchte nicht den Richter spielen über sein Leben. Noch am gleichen Tag würde er sterben, mit oder ohne Segen. Es kann nicht im Sinne von Jesus sein, diesem Mann den Segen Gottes zu verweigern. Der Mann war kein Kirchgänger, aber es war ihm wichtig, Gottes Segen zu empfangen.

Als der Mann das Sterbemittel einnahm, waren Sie nicht dabei. Warum nicht?
Burger: Ich akzeptiere zwar die individuelle Entscheidung. Aber: Ich will nicht dabei sein, wenn jemand mit Exit geht! Erstens stehe ich nicht dahinter. Zweitens finde ich, das ist nicht mein Auftrag. Unsere Aufgabe ist, pflegebedürftigen und kranken Menschen beizustehen. Es gibt keine Verpflichtung, beim Suizid dabei zu sein. Und schliesslich will ich mich selber schonen. Zuzuschauen, wie jemand mit Exit stirbt: Das würde mir zu nahe gehen.

Was haben Sie aus der Begegnung mit dem Mann gelernt für den künftigen Umgang mit suizidwilligen Patienten?
Burger: Es geht auch in solchen Fällen immer darum, den klassischen Auftrag als Spitalseelsorger zu erfüllen. Das heisst zunächst einmal, wirklich gut zuzuhören. Was bewegt diesen Menschen? In welcher Not befindet er sich? Oft habe ich erfahren, dass die Not des Betreffenden gelindert wird, wenn ich gut zuhöre. Was dann passiert, liegt nicht in meiner Hand. Das ist nicht planbar.

Sie respektieren zwar den Entscheid des Einzelnen, heissen ihn aber nicht wirklich gut.
Burger: Neben der individuellen gibt es auch eine soziale Perspektive beim Thema «Suizidbeihilfe». Wenn immer mehr Menschen – gerade auch Prominente – den Weg des Suizids wählen, könnte ein subtiler Druck auf Hochbetagte und Schwerkranke entstehen, sich irgendwann selber abzuschaffen. Ich befürchte zudem, dass pflegebedürftiges Leben plötzlich für wertlos gehalten wird. Dabei beginnt das menschliche Leben seit Jahrtausenden auf einem Arm: Man wird als Baby gepflegt. Und später als alter Mensch wieder. Das ist natürlich und normal. Aber wir haben das aus dem Blick verloren.

KURZ & KNAPP

Schweizergarde. Die päpstliche Schweizergarde, eine 110 Mann starke Schutztruppe, wird Papst Franziskus künftig auch auf Reisen innerhalb Italiens begleiten. In der Vergangenheit begleitete sie den Papst nur bei seinen Auslandsreisen. Um seinen Schutz in Italien kümmerte sich ausschliesslich die aus Italienern bestehende Polizei.

Heimkinder. Guido Fluri, ehemaliges Schweizer Heimkind, war am 25. März zu einer Generalaudienz bei Papst Franziskus. Er wurde begleitet von zwei weiteren Personen, die als Kind in einem christlichen Heim Opfer von Missbrauch wurden. Fluri ist Initiant der Wiedergutmachungsinitiative, die sich für eine Anerkennung des Leids von Opfern fürsorgerischer Zwangsmassnahmen einsetzt. Er erhofft sich von dieser Begegnung, dass die christlichen Werte die Diskussion um die Initiative mitprägen werden.

Gräberfeld. Muslime erhalten in Lausanne auf dem stadteigenen Friedhof Bois-de-Vaux ein öffentliches Gräberfeld für 350 Gräber. Es soll 2016 in Betrieb genommen werden. Die 30 000 in der Waadt lebenden Muslime verfügen bisher über keine eigenen, religiös abgegrenzten Gräberfelder in Friedhöfen.

Diözesanbischöfin. Die anglikanische Kirche von England hat die erste Diözesanbischöfin des Landes ernannt. Rachel Treweek soll demnach Bischöfin von Gloucester werden. Die 52-jährige bisherige Erzdiakonin von Hackney im Bistum London folgt damit auf Michael Perham, der bis vergangenen November das Bistum Gloucester leitete.

Preis. Der mit 5000 Franken dotierte Preis der ökumenischen Jury am Festival International du Film de Fribourg geht an «Flapping in the Middle of Nowhere» von Diep Hoang Nguyen, Vietnam, 2014. «Ausdrucksstark und voller Zärtlichkeit schildert der Film den täglichen Überlebenskampf eines sehr jungen Paares, das sich in einem armen Milieu mit einer ungewollten Schwangerschaft konfrontiert sieht», begründete die Jury. Die Regisseurin thematisiere «hoffnungsvoll und voller Poesie» die Frage nach dem Schutz des Lebens, der Menschenwürde.

DIE ZAHL

1. In Rom beteiligten sich die grossen Religionen an der sogenannten Earth Hour für den Klimaschutz. Unter den römischen Gebäuden, die am Samstag, 28. März, von 20.30 Uhr bis 21.30 Uhr das Licht abschalteten, waren auch der Petersdom, die römische Synagoge sowie die grosse Moschee der Stadt, wie Radio Vatikan berichtete. Die Mahnaktion gegen den Klimawandel fand auf der ganzen Welt statt, auch der Kreml, das Brandenburger Tor, die Luzerner Kapellbrücke und die Kathedrale St. Gallen waren beteiligt, dazu Millionen von Bürgern. Während die Kuppel des Petersdoms schon seit einigen Jahren zur Earth Hour verdunkelt wird, sind die Synagoge und die Moschee in Rom zum ersten Mal beteiligt.

DAS ZITAT

«Die Garde wird eher aufgelöst, als dass sie Ausländer aufnimmt. Dazu ist sie zu stolz. (...) Die Zeit für eine Frau in der Garde ist nicht reif. Wir haben eine Tradition, die seit 500 Jahren andauert und von der wir leben. (...) Die Kirche hat eine Tradition, die sie aufrechterhalten muss. Wo würde das hinführen, wenn sie jeder Modeströmung hinterherlaufen würde? Am Ende hätten wir plötzlich Bischöfinnen oder sogar eine Päpstin.»

Christoph Graf, seit Februar dieses Jahres Kommandant der päpstlichen Schweizergarde, spricht sich im Interview mit der «Aargauer Zeitung» vom 30. März 2015 dagegen aus, dass Ausländer und Frauen in die Garde aufgenommen werden.

IMPRESSUM

Katholisches Medienzentrum
Redaktion kath.ch
Bederstrasse 76, CH-8027 Zürich
Telefon: +41 44 204 17 76
E-Mail: redaktion@kath.ch
Leitender Redaktor: Martin Spilker
kath.ch 7 Tage erscheint als Beilage der Schweizerischen Kirchenzeitung.
Die Verwendung von Inhalten – ganz oder teilweise – ist honorarpflichtig und nur mit Quellenangabe gestattet.
kath.ch 7 Tage als PDF-Abonnement bestellen: medienzentrum@kath.ch

Pilgerweg zum 500. Geburtstag von Teresa von Avila: «Auf den Weg schauen, um zum Ziel zu kommen»

Eine stilisierte Ordensfrau, eine Sonne wie ein Feuerball und ein Weg voller Fussabdrücke: So ist die «Teresiana» illustriert, die Urkunde zur neuen Route auf den Spuren der heiligen Teresa von Avila, deren 500. Geburtstag in diesen Tagen begangen wird.

Hilde Regeniter, KNA

17 spanische Städte haben ihrer prominenten Tochter jetzt einen eigenen Pilgerweg gewidmet. Grossstädte wie Valladolid, Granada oder Sevilla sind genauso dabei wie etwa das Dorf Villanueva de la Jara in der Provinz Cuenca. «Wir wollen die Leute anregen, Spanien von einer ganz anderen Seite kennenzulernen», sagt Hector Palencia, der im Stadtrat von Avila für Tourismus zuständig ist.
Parteiübergreifend seien die Kommunalpolitiker einig gewesen, dass die neue Route viele Chancen eröffne, gerade auch für die krisengebeutelten kleineren Orte. Und tatsächlich sei das Interesse schon in den ersten Monaten des Jubiläumsjahres stark gestiegen. Besucher kämen vor allem aus dem europäischen Ausland, aber auch aus Südkorea oder den Philippinen.

Geschäftsfrau und Feministin

Dabei, so betont Karmeliterpater Antonio Gonzalez im Geburtshaus Teresas, stehen nicht nur die Spuren der Heiligen und späteren Kirchenlehrerin im Vordergrund, sondern genauso die der Mystikerin, Autorin und Feministin. Obwohl Teresa im strikt von Männern dominierten Spanien des 16. Jahrhunderts lebte, gelang es ihr immer wieder, Gelder und Gönner für ihre Klostergründungen aufzutreiben.
Sie, die ihren Nachfolgerinnen ein Leben in strenger Klausur empfahl, legte selbst in einer klapprigen Kutsche Tausende Kilometer kreuz und quer durch Spanien zurück: eine clevere Geschäftsfrau mit spirituellem Tiefgang und viel Sinn für Poesie, wie ihr umfangreiches Werk belegt.

Immer wieder Avila

Das gilt auch für ihre Autobiografie «Das Buch meines Lebens», in dem Teresa wortgewandt ihren Lebensweg nachzeichnet, der am 28. März 1515 in Avila begann. Hier verbrachte sie nicht nur ihre Kindheit und Jugend, sondern die ersten 39 Jahre ihres Lebens. Hierher kehrte sie auch in den späteren bewegten Jahren als Klostergründerin immer wieder zurück.
«Du hast die gleichen Wege wie ich beschritten und die gleiche Landschaft angeschaut, die ich gesehen habe», heisst es im kunstvoll kalligrafierten Text der Pilgerurkunde, den der Lokaldichter Jose Pulido der Heiligen in die Feder geschrieben hat. Sie selbst hat vor nicht ganz einem halben Jahrtausend formuliert: «Würden wir auf nichts anderes sehen als auf den Weg, so wären wir bald am Ziel.»

AUGENBLICK

Das Kreuz mit dem Kreuz

In jedem sakralen Raum trifft man es an: das Kreuz.
Für einige ist es das christliche Symbol schlechthin, für andere eine Provokation.
Der Theaterregisseur Peter Huwyler schrieb und inszenierte zu diesem Thema in Rothenburg (LU) ein zeitgenössisches Osterspiel. Dabei gibt es hier im Vergleich zu traditionellen Passionsdarstellungen einen grossen Unterschied:
Jesus tritt darin nicht auf.
Szene aus dem Rothenburger Osterspiel
I © 2015 Jean Merrouche

GOTTESBILD

Anliegen des christlichen Gottglaubens

Die Frage, ob Gottesvorstellungen dem christlichen, traditionell personal genannten Gottglauben entsprechen, muss also behutsam angegangen werden. Nicht der Begriff «Person» eignet sich als Kriterium, nicht einmal die Verwendung von Adjektiven wie «personal», «persönlich» o. ä. Umgekehrt sollte die kirchliche Verkündigung in der Lage sein, eine «personale» Gottesvorstellung zur Vermeidung von Missverständnissen auch ohne den Personbegriff mit Hilfe einer facettenreichen Gottesrede (einschliesslich nichtpersonaler Metaphern) zum Ausdruck zu bringen und auf die wesentlichen Anliegen zurückzuführen.

Ein erster Grundzug einer im christlichen Sinne authentischen Rede von Gott ist der Fokus auf seinem Wirken. Damit kommt eine Perspektive in den Blick, die Kurt Marti in einem bekannten «Wunsch» ausgesprochen hat: «Dass Gott ein Tätigkeitswort werde». Eine biblisch orientierte Gottesrede tut in der Verkündigung gut daran, statische Aussagen über das Subjekt zu vermeiden und in der Sprache auf das Wirken konzentriert zu bleiben – in der Ahnung, dass ohnehin bei Gott Sein und Wirken zusammenfallen. Dass dabei die Rede von einem unvermittelten «Eingreifen» Gottes wiederum auf falsche Fährten führen kann und deswegen eher von der beziehungsreichen Kommunikation Gottes mit seiner Schöpfung – als Locken und Treiben und Begeiste(r)n – zu sprechen wäre, kann hier nur angedeutet werden, konkretisiert aber weiter die Weise, wie christliche Gottesrede «personal» gemeint ist.

Der entscheidende Charakterzug solchen Wirkens wird sein, ob damit Intentionalität und Freiheit verbunden wird: Intentionalität, die gewährleistet, dass Gott nicht als eine blinde Macht verstanden wird; Freiheit, welche für die Unverfügbarkeit und Nichtmanipulierbarkeit der göttlichen Kraft einsteht. Letztlich geht es um die Eigenart, die nach Martin Buber dem Gottesnamen eignet, insofern dieser «alle magische Unternehmung zunichte, aber auch überflüssig macht». Der Gottesname aus Ex 3,14 (Einheitsübersetzung: «Ich bin der ‹Ich-bin-da›»; Buber: «Ich werde da sein, als welcher immer ich dasein werde») spreche in seinem ersten Teil «einfach zu: Ich werde da sein (je und je bei meiner Schar, bei meinem Volk, bei euch) – also braucht ihr mich nicht zu beschwören», im zweiten Teil aber: «als welcher immer ich dasein werde, als der ich je und je dasein werde, d. h. so wie ich je und je werde erscheinen wollen, ich selber nehme meine Erscheinungsformen nicht vorweg – und da meint ihr, mit irgendwelchen Mitteln mich bestimmen zu können, hier und nicht anderswo, jetzt und nicht anderswann, so und nach anderswie zu erscheinen!

Zusammen also: ihr braucht mich nicht zu beschwören, aber ihr könnt mich auch nicht beschwören».[16]

Hier dürfte ein tatsächlich relevanter Unterschied zu gewissen Formen esoterischer Religiosität bestehen, die sich über bestimmte religiöse Techniken kosmischer Energien bemächtigen wollen. Christlicher Glaube richtet sich nicht auf eine manipulierbare blinde Macht; er ist nicht ohne Eintreten in freiheitliche Beziehung möglich.

Eine Gottesvorstellung, die auf freiheitliche Beziehung angelegt ist, dürfte aber auch im heutigen kulturellen Horizont nicht unerschwinglich sein, als müsse sie zwangsläufig zu einem Randphänomen im Gefüge anderer Formen von Religiosität werden. In der kürzlich erschienenen philosophischen Auseinandersetzung mit der Sinn- und Gottesfrage von Volker Gerhardt heisst es kurz und bündig: «Als Person kann man sich wahrhaft nur durch eine andere Person anerkannt sehen (…). [Darum] läuft ein auf die Wahrung der eigenen Personalität bedachter Glauben auf ein persönliches Verständnis des Göttlichen hinaus».[17]

Was so in philosophischer Annäherung als Kriterium menschenwürdiger Religiosität benannt wird, entspricht der Überzeugung von Christen und Christinnen, dass der lebendige Gott ihnen in ihre Geschichten verstrickt begegnet und sie sich in Gottes Geschichte verstrickt vorfinden, und dies nicht «unterhalb» der spezifisch menschlichen Geistigkeit und Kommunikationsfähigkeit.[18] *Eva-Maria Faber*

[16] Martin Buber: Königtum Gottes, in: Ders.: Schriften zur Bibel. München 1964, 623 f.
[17] Volker Gerhardt: Der Sinn des Sinns. Versuch über das Göttliche. München 2014, 263.
[18] Vgl. Edward Schillebeeckx: Ich höre nicht auf, an den lebendigen Gott zu glauben. Gespräche mit Francesco Strazzari. Würzburg 2006, 56 f.; Gunda Schneider-Flume: Grundkurs Dogmatik. Nachdenken über Gottes Geschichte. Göttingen 2004, 144 f. sowie 22–26 mit Bezug auf Wilhelm Schapp: In Geschichten verstrickt. Zum Sein von Mensch und Ding. Frankfurt a. M. ⁴2004.

AMTLICHER TEIL

BISTUM BASEL

Missio canonica

Diözesanbischof DDr. Felix Gmür erteilte die Missio canonica per 1. April 2015 an:
Ulrike Zimmermann-Frank als Gemeindeleiterin ad interim der Pfarrei St. Antonius von Padua Wettingen (AG);
Peter Gaida als Diakon in der Pfarrei St. Antonius von Padua Wettingen (AG);
Rita Maria Amschler-Walker als Betagtenseelsorgerin in der Pfarrei Maria Himmelfahrt Würenlos (AG);
Stephan Lauper als Pastoralassistent in den Pfarreien St. Sebastian Wettingen (AG) und Maria Himmelfahrt Würenlos (AG).

Schweizer GLAS-Opferlichte EREMITA

direkt vom Hersteller
- in umweltfreundlichen Glasbechern
- in den Farben: rot, honig, weiss
- mehrmals verwendbar, preisgünstig
- rauchfrei, gute Brenneigenschaften
- prompte Lieferung

Senden Sie mir Gratismuster mit Preisen
Name
Adresse
PLZ/Ort
Einsenden an: Lienert-Kerzen AG, Kerzenfabrik, 8840 Einsiedeln
Tel. 055 / 412 23 81, Fax 055 / 412 88 14

LIENERT KERZEN

PAPST FRANZISKUS

DAS HEILIGE JAHR DER BARMHERZIGKEIT

Dass Papst Franziskus stets für Überraschungen gut ist, zeigte sich erneut am 13. März 2015, dem zweiten Jahrestag seiner Wahl. Und zwar bei einem Bussgottesdienst im Petersdom. Er habe sich entschieden, ein ausserordentliches Jubiläumsjahr auszurufen, in dem es um die Barmherzigkeit Gottes geht. «Es wird ein Heiliges Jahr der Barmherzigkeit sein. Wir wollen es im Licht der Worte Jesu leben: Seid barmherzig wie der Vater!»

Verdutzt über diese Erklärung waren nicht bloss die Zuhörer im Dom. Sondern auch die meisten Monsignori im Vatikan, die Medien – und Roms Politiker, die aus Erfahrung wissen, dass massenhafter Pilgerandrang auch Probleme aufwirft. «Normale» Heilige Jahre fanden (mit Ausnahmen) alle 25 Jahre statt. Doch dazwischen gab es immer mal wieder zu besonderen Anlässen «Ausserordentliche» Heilige Jahre. Genau das hat nun auch Franziskus im Sinn – in Erinnerung an das Zweite Vatikanische Konzil. Das «Anno Santo» wird in der Tat am 8. Dezember 2015 eröffnet, dem Fest der Immakulata – und zugleich dem 50. Jahrestag der Beendigung des Konzils. Abgeschlossen wird das Heilige Jahr im November 2016.

Barmherzigkeit – dieses Thema war allen Päpsten der jüngsten Vergangenheit besonders wichtig. Etwa Johannes XXIII., dem vornehmlich in Italien hoch verehrten «Papa buono». Aber auch Johannes Paul II., der 1980 sogar die Enzyklika «Dives in Misericordia» schrieb. Der Bergoglio-Papst nahm einst in Argentinien schon in sein Bischofswappen den Begriff «Erbarmen» auf. Und «misericordia» war das Leitmotiv seiner ersten Sonntagsansprache nach der Wahl 2013. Etwas mehr Barmherzigkeit von allen Seiten, mahnte Franziskus damals, könne die Welt weniger kalt und ungerecht machen. Dabei zitierte der Pontifex das Buch «Barmherzigkeit. Ein fundamentales Konzept des Evangeliums» von Kardinal Kasper, das zunächst auf Deutsch, dann auch auf Italienisch erschien.

Kein Tag vergeht, ohne dass Franziskus den Themenkreis «Erbamen, Mitleid, Lieben, Vergeben» anspricht. Gottes Erbarmen mit uns Sündern, betont der Pontifex oft, sei grenzenlos. Und genauso sollten es auch die Christen gegenüber ihren Mitmenschen halten: verständnisvoll, anteilnehmend und bereit zur Vergebung. O-Ton Franziskus am 13. März: «Niemand ist vom Erbarmen Gottes ausgeschlossen. Und alle wissen, wie man es erreicht … In der Kirche können sie die Gewissheit der Vergebung erlangen, indem sie sich bekehren.» Verbunden damit ist also die Aufforderung zur Beichte. Gleich nach seiner Rede begab sich der Papst denn auch in einen Beichtstuhl. Wenn es nach seinem Willen geht, werden im Heiligen Jahr 2016 alle Pilger in Rom zur Beichte gehen.

Ja, wenn es nach seinem Willen geht! Dann wird es zwar (in Erinnerung ans Konzil) ein «Giubileo» – aber keineswegs eine Show. «Ein Jubiläum im Stil von Franziskus», versichert man im Vatikan. Also einfach und betont spirituell, anders als die Massenveranstaltung im Heiligen Jahr 2000, mit dem umjubelten Star Johannes Paul II. Aber ob das nächste «Anno Santo» ganz dem Wunsch von Franziskus entsprechen wird, ist fraglich. Denn Ereignisse dieser Dimension entwickeln ihre eigene Dynamik, bei der Spiritualität eher nebensächlich wird. Zu Recht betonen Italiens Medien: Das Jubiläum wird, unabhängig von der religiösen Bedeutung, eine grosse Chance für die Hauptstadt, sich kulturell und touristisch hervorzutun, mit «Reklame-Wirkung» in der ganzen christlichen Welt. Im «Anno Santo» 2000 kamen rund 25 Millionen Pilger nach Rom – im Ausserordentlichen Heiligen Jahr 2016 düften es noch mehr sein. Deshalb schmiedet man Pläne für Strassen, Parkplätze, Verkehrsmittel. Und bei diesen Projekten, warnte Ende März die Caritas, «müssen wir leider eine starke Infiltration duch die Mafia befürchten». Die Gefahr, dass die Römer mit dem «Anno Santo» vornehmlich Geschäftsinteressen verbinden, ist dem Vatikan sehr wohl bewusst. Und das Risiko von Attentaten durch fanatische Islamisten? Es besteht durchaus – und verursacht grösste Sorgen. Senator Luigi Zanda, der die Organisation des Jubiläums 2000 von staatlicher Seie überwachte, warnt: «Die Sicherheit des Papstes und der Pilger wird ein enormes Problem. Es erfordert ganzen Einsatz der Geheimdienste und der Polizei.»

Die Bulle, mit der Franziskus das Jubiläum offiziell ausruft, wird am 12. April, dem liturgischen Feiertag des «Göttlichen Erbamens», verlesen. Zahlreiche Bischofskonferenzen reagierten positiv auf die Ankündigung, weil sie generell einen Aufschwung für die Kirche erhoffen. Doch im vatikanischen Pressesaal heisst es nun auch oft: Es gibt einen Zusammenhang zwischen der Jubiläums-Ankündigung und der zeitgleichen, Aufsehen erregenden Äusserung des Papstes, sein Pontifikat werde womöglich nur fünf Jahre dauern.

Dass der 78-jährige Franziskus nicht ausschliesst, dereinst (wie sein Vorgänger Benedikt) aus Altersgründen zurückzutreten, ist bekannt. Will er, auch mit einem ganz seinem Lieblingsthema «Barmherzigkeit» gewidmeten Heiligen Jahr, Schritt um Schritt schon sein Haus bestellen? «Reine Spekulation», sagt dazu ausweichend ein Franziskus-Verehrer im Vatikan, fügt aber gleich hinzu: «Wir alle hoffen, dass dieses Pontifikat noch lange andauert.»

Bernhard Müller-Hülsebusch

Dr. Bernhard Müller-Hülsebusch, seit vielen Jahren Korrespondent von deutschen und schweizerischen Medien in Rom sowie Buchautor, beschäftigt sich neuerdings vor allem mit Themen rund um den Vatikan.

SKZ 14–15/2015

DIE FENSTER DER KIRCHE WEIT ÖFFNEN

BERICHT

Pastoralaustausch an Ostern 2014

Es entspricht dem Selbstverständnis von Fastenopfer, die Menschen in den Mittelpunkt zu stellen. Es geht darum, den Austausch zwischen Menschen verschiedener Kulturen auf Augenhöhe zu pflegen und voneinander zu lernen. Reisen für Spenderinnen und Spender sowie Austauschprojekte für junge Menschen haben sich als geeignetes Mittel erwiesen, die Arbeit des Fastenopfers für ein breiteres Publikum erfahrbar zu machen und die Teilnehmenden für globale Zusammenhänge zu sensibilisieren.

«Exposure» – Immersion

Das Konzept des Pastoralaustausches knüpfte an ein Modell von Bewusstseinsbildung an, welches in den Philippinen seit über dreissig Jahren umgesetzt wird: eintauchen in die Lebenssituation der Menschen und sich ihrer Realität aussetzen mit dem Ziel, Brücken zu bauen zwischen verschiedenen Lebenswelten sowie die gegenseitige Solidarität zu stärken. Diese Erfahrung sollten die Gäste auch bei uns machen. Während ihres Aufenthaltes verbrachten sie darum zwei Tage und Nächte in einer Gastfamilie. Dies war für alle sehr wichtig und bereichernd, konnten sie dadurch doch Einblick erhalten in ganz unterschiedliche Leben von Menschen in der Schweiz: eine Familie mit Kindern im Schulalter; eine pensionierte Berufsfrau; eine Familie mit Jugendlichen; ein Akademikerpaar.

Der Pfarreileitung von Sempach, Andrea und Bernhard Stadler Koster, war es ein grosses Anliegen, dass nicht nur die Gäste, sondern auch die Pfarreiangehörigen in Sempach von diesem Besuch lernen und profitieren können. Dadurch fand ein wichtiger Teil des Pastoralaustausches ausserhalb des Kirchen-

Das Programm des Pastoralaustauschs

An Ostern 2014 fand ein Pastoralaustausch zwischen Vertreterinnen und Vertretern der Ortskirchen der Philippinen und der Schweiz statt. Eingeladen hatte Fastenopfer, vorbereitet und begleitet wurde die Reise von Helena Jeppesen, Programmverantwortliche für die Philippinen, Andrea Koster Stadler, Pfarreileiterin Sempach und Stiftungsrätin Fastenopfer, sowie der Theologin Antoinette Brem. Fünf Projektpartner von Fastenopfer aus den Philippinen haben dabei verschiedene Arbeitsfelder der Kirche in der Schweiz kennengelernt. In der Karwoche lebten sie mit Familien in der Pfarrei Sempach und beteiligten sich an den Feiern. Nach Ostern besuchten sie das Pastoralamt des Bistums Basel in Solothurn, wo sie auch Bischof Felix Gmür trafen. Im Antoniushaus in Solothurn tauschten sie sich mit philippinischen Migrantinnen aus. Sie stellten sich bei Fastenopfer vor, nahmen an einem Kolloquium der Universität Luzern teil und fuhren nach Einsiedeln – ein dicht gedrängtes Programm für die Gäste, von denen zwei vorher noch nie im Ausland gewesen waren. Und wie es ist, wenn Menschen aus anderen Ländern mit uns unterwegs sind: Nicht nur sie entdecken viel Neues. Auch unser Blick schärft sich, und Vertrautes wird neu betrachtet und reflektiert.

Die Gäste aus den Philippinen

Joefran Talaban (46), Priester: Talaban ist Pfarrer in Nuestra Señora de la Salvacion in der Gemeinde Bianoan in Casiguran. Er ist eine wichtige, integrierende Persönlichkeit im Kampf der Urbevölkerung gegen APECO, der geplanten Freihandelszone auf der Insel Luzon (Projekt Fastenopfer: Task Force Anti-APECO; Prälatur von Infanta).

Nilvon Villanueva (48), Priester: Villanueva ist Generalvikar von Valley in der Ding-Region und Pfarrer der Pfarrei San Luis. Ein Kirchenführer, der sich für die Rechte der Bauernfamilien und der indigenen Bevölkerung einsetzt, aktiv in der Bewegung der kleinen christlichen Gemeinden MSK (Projekt Fastenopfer: YAPAK, Prälatur von Infanta).

Cres Lucero (68), Franziskanerin: Sister Cres gehört einer franziskanischen Kongregation an und arbeitete viele Jahre als Direktorin von Task Force Detainees of the Philippines. Sie leistet einen grossen Einsatz für die Menschenrechte und stand in erster Reihe im Kampf gegen die Diktatur von Marcos (Projekt Fastenopfer: Task Force Detainees of the Philippines).

Luz Gelle (68), Lehrerin und Seelsorgerin: Gelle leitet seit 1970 eine Laienbewegung, damals galt unter Marcos das Kriegsrecht. Sie ist aktiv in der Bewegung der kleinen christlichen Gemeinden MSK bei Zuckerrohrarbeitern der grossen Plantagen auf Negros (Projekt Fastenopfer: KMALIG auf Negros).

Bembet Madrid (52), Koordinatorin Fastenopferprogramm Philippinen: Sie arbeitete ursprünglich für das Büro «Social Action» der Philippinischen Bischofskonferenz, später war sie in der Ausbildung für Seelsorgerinnen und Seelsorger tätig. Seit 1990 begleitet sie die Partnerorganisationen von Fastenopfer in den Philippinen.

Die drei Autorinnen des vorliegenden Berichts sind: Antoinette Brem, freischaffende Theologin; Helena Jeppesen, Fastenopfer-Programmverantwortliche für die Philippinen und Laos; Blanca Steinmann, Fastenopfer-Kommunikationsverantwortliche.

BERICHT

raums statt. Die Herzen waren offen und auch die Häuser.

Nicht alle Sempacherinnen und Sempacher, welche einen Gast einladen wollten, konnten berücksichtigt werden. «Ich habe bisher die Menschen in Europa eher als kalt und zurückhaltend erlebt», sagte zum Beispiel Schwester Cres, die längere Zeit in Holland gelebt hatte, «hier aber treffe ich Menschen mit viel Herz und Wärme.»

Der frühmorgendliche Besuch in einer Sempacher Bäckerei war ein Höhepunkt des ersten Wochenendes. Dort wurde das Brot gebacken, welches in der Fastenzeit zugunsten des von der Pfarrei seit vier Jahren unterstützten Fastenopferprojektes für die philippinische Urbevölkerung der Agtas gekauft werden konnte. Die fünf Gäste erlebten hautnah, mit welcher Sorgfalt unser «Reis» – das Brot – hergestellt wird. Dieses Brot in der Liturgie miteinander zu teilen und es nach den Gottesdiensten den Daheimgebliebenen mitzubringen, berührte uns alle. «Jesus, ein Mensch wie Brot», vielfach geteilt und erfahren in diesen beiden Wochen. Beeindruckt hat auch das Projekt «Brotzeit» der Pfarrei Sempach, welches Bernhard Stadler initiiert hat: An vier Standorten in Sempach kann altes Brot deponiert werden. Es wird eingesammelt, gemahlen und später Tierfutter beigemischt. Diese Arbeit erledigen Menschen, die bisher in der Pfarrei regelmässig vorbeikamen und um ein Almosen baten und nun gegen einen Stundenlohn arbeiten. Dadurch werden sie eingebunden in ein sinnvolles Projekt und in die Gemeinschaft.

Die Schönheit lebendiger Liturgie

Es hat sich als richtig erwiesen, diesen Austausch über die Osterzeit durchzuführen mit ihrer dichten Thematik von Freundschaft und Verrat, von Leben, Sterben und Auferstehen, von Jubel und Hohn, von Liebe und Schmerz. Wir wollten mit unseren Gästen auch feiern und den Glauben an das Leben in Fülle teilen, welches allen Menschen verheissen ist. Sehr berührend wurden die Liturgien durch den Einbezug der Kinder. Ihre strahlenden Augen am Palmsonntag, als wir alle um den Altar standen bei der Kommunionfeier, haben die Herzen geöffnet und liessen unsere Gäste nachher sagen: «I feel very home, it touched my heart, I long for this kind of liturgy very much.» Viel dazu beigetragen haben auch die kreative Elemente, welche die Sinne nährten, Palmbäume, Kinderumzug am Karfreitag, das Kreuzverehrungsritual am Karfreitag, die Osterliturgie frühmorgens an Ostern mit dem Ritual, sich die Augen zu waschen, damit wir in unserem Alltagsleben den auferstandenen Christus mit neuen Augen erkennen können.

Die Liturgien ab Palmsonntag bis Ostern werden in der Regel in Sempach mit Impulsen von Gästen gestaltet, in diesem Jahr von Barbara Lehner und Antoinette Brem. Parallel dazu begleiteten sie eine Gruppe von Pfarreiangehörigen durch die Zeit von Hoher Donnerstag bis Ostern, dieses Jahr zu Körperspiritualität unter dem Leitthema «Dies ist mein Leib» – der nährende Leib (Hoher Donnerstag), der verratene und geschundene Leib (Karfreitag), der erschöpfte, ruhende Leib (Karsamstag), der neu zum Leben erwachte Leib (Ostern). Im Gruppenprozess wie auch in den Liturgien ist es zentral, das Geschehen um den Menschen Jesus für die Menschen von heute zugänglich werden zu lassen, es mit unserem persönlichen und gesellschaftlichen Kontext in Verbindung zu bringen. Diese in die Liturgien eingebundene Kontextualisierung hat unseren Gästen unter anderem geholfen zu verstehen, dass die Armut in der Schweiz kein zentrales Problem ist, es aber sehr wohl soziale Probleme gibt. Zum Beispiel die hohe Suizidrate – allein in Sempach sind in den vorangegangenen Monaten drei Männer freiwillig aus dem Leben gegangen. Oder die Situation der Migrantinnen und Migranten in der Schweiz, vor allem der Sans-Papiers, ein Thema, das sie besonders interessierte. Sie diskutierten das Thema mit einer Gruppe philippinischer Migrantinnen in Solothurn. Das Seraphische Liebeswerk, das traditionell starke Beziehungen zu den Philippinen unterhält, hatte sie eingeladen, zusammen mit dem Philippinenseelsorger und einer Vertreterin der philippinischen Botschaft. Ohne zu beschönigen zeigte auch Nicola Neider, die Beauftragte der Katholischen Kirche Luzern für Migrationsthemen, die Migrationsproblematik auf. Sie machte aber auch sichtbar, wo und wie sich die Kirche hier engagiert, um den zunehmenden

Nach der Messe am Palmsonntag in Sempach (v.l.n.r.): Andrea Koster Stadler, Schwester Cres Lucero, Joefran Talaban, Bembet Madrid, Nilvon Villanueva, Antoinette Brem, Barbara Lehner, Luz Gelle, Bernhard Stadler.

Abschottungstendenzen gegen Fremde in der Schweiz mit klarer Stimme zu begegnen.

«Where I stand, so I see»

Die drei Frauen der Gruppe waren hoch erfreut über die tragende Rolle, welche Frauen in den Gottesdiensten innehatten. Es beeindruckte sie, dass wir alle zusammen bei Kommunion- oder Eucharistiefeiern vorne um den Altar standen, zusammen mit den Priestern Joefran Talaban, Nilvon Villanueva und José Meier. Erstaunt stellten Villanueva und Talaban fest, dass Frauen im kirchlichen Dienst von Bischof Felix Gmür auch zur Chrisam-Messe eingeladen waren. Die beiden Priester sagten in der Auswertung mehrmals, die hier gemachten Erfahrungen gäben ihnen selber Impulse, wie sie Laien – auch Frauen und Kindern – in ihren Pfarreien mehr Raum und Verantwortung geben könnten. Die Gäste wurden Zeugen, dass bei uns wegen fehlender Priester häufig priesterlose, von Laien geleitete Gottesdienste gefeiert werden. «How good, worthy and sincere they are in their ministry», sagte Nilvon Villanueva, während sich Joefran Talaban fragte: «Am I still enough grounded and in touch with the people the way I live my ministry as a priest?» Luz Gelle, die mit den Basisgemeinden seit Jahren in abgelegenen Gebieten priesterlose Gottesdienste feiert, fühlte sich hingegen sehr bestätigt: «I strongly feel affirmed in my ministry as a lay woman in the Church. And I know, much more could be possible.»

Den Kontext zu kennen, weckt Verständnis

«Wo sind die Menschen hier?» hatte Nilvon kurz nach Ankunft gefragt, weil unsere Strassen häufig menschenleer sind. Am Karfreitag war es kalt draussen, es schneite. Die Gäste verkrochen sich alle fast den ganzen Tag in der Wärme des Hauses. Plötzlich erfuhren sie am eigenen Leib, warum bei uns kaum Menschen draussen zu sehen sind. Sogar Bembet Madrid, die schon viele Male in der Schweiz war, gingen die Augen auf bezüglich der überall geschlossenen Fenster. Die luftigen philippinischen Häuser gewohnt, hatte sie sich bis anhin nicht vorstellen können, wie man in unsern Häusern gesund und zufrieden leben kann. Sie erinnerte an Bischof Labayen, der vor mehr als 20 Jahren immer wieder Papst Johannes XXIII zum Zweiten Vatikanischen Konzil zitiert hatte: «Öffnet die Fenster der Kirche weit, auf dass frischer Wind einströmen kann.» Die Bedeutung dieser Aufforderung war ihr all die Jahre nicht klar, weil sie den Kontext nicht kannte, aus welchem Johannes XXIII. gesprochen hatte. Jetzt verstand sie: Die Fenster sollen geöffnet werden, damit gestaute, stickige Luft frischer, lebenspendender Luft weichen kann – in der Kirche genauso, heute wie damals.

Frische Luft in die Kirche: Dies wird in der Schweiz eindrücklich seit zwanzig Jahren in der ökumenisch geführten Offenen Kirche Elisabethen gelebt: Die katholische Seelsorgerin Monika Hungerbühler beeindruckte mit ihren Geschichten von aussergewöhnlichen Gruppen in der Elisabethenkirche. Die Offene Kirche beherbergt auch Menschen, die anderswo im kirchlichen Kontext ausgeschlossen werden, wie Lesben und Schwule. «Warum nicht?» als Grundhaltung hat die philippinischen Gäste sehr beeindruckt. So wurde der Besuch in der Basler Kirche – nach der Erfahrung in der Pfarrei Sempach – zum zweiten Highlight dieses Austauschs.

Herausforderung und Ermutigung für weitere Begegnungen

Es hätte noch viele weitere Möglichkeiten zum Austausch gegeben. Auch während des Aufenthaltes mussten wir immer wieder Einladungen ablehnen, manchmal leider auch wertvolle Begegnungsmöglichkeiten. Die grösste Herausforderung für uns Gastgeber war, uns zu beschränken. Doch auch wenn das Programm häufig recht gedrängt war, blieben die Begegnungen mit den einzelnen Gruppen und Einzelpersonen gehaltvoll. So war zum Beispiel das Treffen mit Teilnehmerinnen der beiden Fastenopfer-Lernreisen 2004 und 2007 in die Philippinen zwar kurz, aber intensiv. Es zeigte sich, wie nachhaltig sich diese Reise auf das solidarisches Engagement der Teilnehmerinnen auswirkte – mehrere Frauen sind sowohl mit den Philippinen wie mit dem Fastenopfer seither sehr verbunden, engagieren sich in Pfarreien und Kirchgemeinden während der Fastenzeit oder in Eine-Welt-Gruppen. Das ist ermutigend für weitere Austauschprogramme in dieser Art.

Ermutigung haben die Gäste aus den Philippinen für ihre Arbeit zu Hause auch erhalten durch den Austausch in den Gastfamilien in Sempach. Dass die Pfarrei Sempach seit vier Jahren die Arbeit der Agtas in ihrem Kampf um Land und Selbstbestimmung solidarisch mitträgt, berührte beide Seiten. Viele Pfarreiangehörige äusserten sich positiv: «Es tut gut, nun selber Menschen aus den Philippinen und aus dem Projekt kennen zu lernen, für welches wir seit vier Jahren hier Geld sammeln.»

Hier lässt sich auch der Gewinn für die Arbeit von Fastenopfer festmachen. Wenn Menschen emotional berührt werden, wenn hinter Worten und Botschaften auf einmal konkrete Gesichter hervortreten und ihr Leben fassbarer wird, können über kulturelle und soziale Unterschiede hinweg tragende Verbindungen wachsen, die sich nachhaltig positiv auf unsere Arbeit auswirken. Alle Beteiligten wünschten bei der Auswertung, diese Art des interkulturellen Austausches unbedingt weiterzuführen.

Antoinette Brem, Helena Jeppesen, Blanca Steinmann

KLAUSLEBT!
PFARREI BRUDER KLAUS LIESTAL

Wir sind eine lebendige und aufgeschlossene Pfarrei, welche die Kantonshauptstadt Liestal sowie 7 umliegende Gemeinden umfasst. Menschen verschiedener Länder und Kulturen fühlen sich unserer Pfarrei zugehörig.

Aufgrund der Pensionierung einer Kollegin suchen wir auf den Schuljahresbeginn 2015/16 eine-n

Religionspädagogen/-in
oder
Pastoralassistenten/-in (50 - 70%)

Eine detaillierte **Stellenbeschreibung** finden Sie auf www.jobs.kath.ch. Weitere **Auskünfte** erteilt Ihnen der Gemeindeleiter Peter Messingschlager, Tel. 061 927 93 50. Einen Einblick in die Vielfalt unser Pfarrei erhalten Sie auf www.rkk-liestal.ch.

Ihre **Bewerbung** richten Sie bitte bis zum 16. April 2015 an das Bischöfliche Ordinariat, Abt. Personal, Baselstrasse 58, 4501 Solothurn, eine Kopie Ihrer Bewerbung an die Verwaltung der Röm.-kath. Kirchgemeinde, Dr. Siegfried Bantle, Rheinstrasse 20, Postfach 160, 4410 Liestal.

Portal kath.ch

Gratisinserat

Das Internetportal der Schweizer Katholiken/ Katholikinnen

Stellenausschreibung

Im **Theologisch-pastoralen Bildungsinstitut der deutschschweizerischen Bistümer (TBI)** ist zum 1. Oktober 2015 oder nach Vereinbarung die

Bereichsleitung kirchliche Weiterbildung (60–80%)

neu zu besetzen. In einem vierköpfigen Leitungsteam bauen Sie das neue sprachregionale Kompetenzzentrum für kirchliche Bildung der Deutschschweiz mit auf und setzen zukunftsgerichtete Impulse zur Personal- und Kirchenentwicklung.

Aufgaben
Planung, Steuerung, Durchführung und Evaluation von berufsbezogenen Weiterbildungsangeboten für kirchliche Mitarbeitende, konzeptionelle Entwicklung neuer Zusatzqualifikationen, Ausarbeitung von Kursreglementen, Vernetzung und Kooperation mit den Bistümern und den Weiterbildungsbereichen der Hochschulen, Ressort- und Finanzverantwortung im Rahmen des Budgets, Tätigkeit als KursleiterIn, Redaktion Newsletter des TBI.

Anforderungsprofil
Theologische bzw. religionspädagogische Ausbildung und Weiterbildungsmanagementkompetenz (AusbilderIn mit eidg. Fachausweis), gute Kenntnisse der kirchlichen Praxisfelder der Deutschschweiz.

Wir bieten
Es erwarten Sie ein interessantes und vielseitiges Tätigkeitsfeld in einem kollegialen Umfeld sowie ein moderner Arbeitsplatz in einem neu errichteten Bildungs- und Kulturzentrum in Zürich-West. Besoldung und Anstellungsbedingungen richten sich nach der Anstellungsordnung der Katholischen Kirche im Kanton Zürich.

Auskunft erteilt der designierte Institutsleiter Dr. Christoph Gellner, Tel. 041 419 48 22, christoph.gellner@unilu.ch
Schriftliche Bewerbungen mit Lebenslauf, Foto sowie Ausweise über Ausbildung, Zusatzqualifikation und bisherige Tätigkeit schicken Sie bitte bis zum 25. April 2015 an ihn, c/o IFOK, Abendweg 1, Postfach, 6000 Luzern 6.

Autorinnen und Autoren dieser Nummer
Prof. Dr. *Eva-Maria Faber*
Alte Schanfiggerstr. 7–9, 7000 Chur
eva-maria.faber@thchur.ch
Dr. *Bernhard Müller-Hülsebusch*
via G. Donizetti 9, I-00198 Roma
b.hulse@tiscali.it
Prof. em. Dr. P. *Adrian Schenker* OP
Postfach 224, 1705 Freiburg
adrian.schenker@yahoo.fr
Blanca Steinmann, Helena Jeppesen, Antoinette Brem, Fastenopfer
Alpenquai 4, Postfach, 6002 Luzern
steinmann@fastenopfer.ch

Schweizerische Kirchenzeitung
Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge / Amtliches Organ

Redaktion
Dr. Urban Fink, Maihofstrasse 76, PF, 6002 Luzern, Telefon 041 429 53 27, E-Mail skzredaktion@nzz.ch

Stellen-Inserate
Telefon 041 429 58 72
E-Mail skzinserate@nzz.ch

Kommerzielle Inserate
Telefon 041 370 38 83
E-Mail hj.ottenbacher@gmx.net

Abonnemente
Telefon 041 429 58 72
E-Mail skzabo@nzz.ch

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Freitag der Vorwoche, 11.00 Uhr. Das vollständige Impressum erschien in der SKZ-Nr. 13/2015, S. 186.

AZA 6002 LUZERN

SKZ 14–15 2. 4. 2015